



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Admiral de Ruyter und die holländischen Großkaufleute

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Admiral de Ruyter und die holländischen Großkaufleute



rundsätze? Sogenannte Prinzipien? Ja es ist gut, wenn einer im privaten Leben sie hat und sich auch danach hält, aber sei vorsichtig, daß du sie nicht durchlöchert zu Boden fallen lassen mußt, oder dir gar den Kopf damit einrennst! Im Gedränge der Politik taugen nur die allgemeinsten Grundsätze, sonst heißt es, ganz besonders hier: Grau, teurer Freund, ist alle Theorie. Es kann gar nicht ausgedacht werden, wie es in der Welt aussehen würde, wenn sich auch nur die klügsten Gedanken so ohne weiteres in die Wirklichkeit umsetzen lassen könnten. Als einem großen Staatsmann unsrer Zeit mit gewissen Grundsätzen hart zugefetzt wurde, brach er, in die Enge getrieben, schließlich in die Worte aus, daß er lieber das, was er haben müsse, nehmen wolle, wo er es kriegen könne, als daß er sich von dem Prinzip an die Wand nageln lasse. Genau daselbe, wenn auch in milderer Form, lag in der Antwort, die einmal vor mehr als dreihundert Jahren ein ebenso großer Staatsmann den Leuten gab, an die er eine Geldforderung gestellt hatte, und die ihm dafür eine zudringliche Frage vorlegten. Als sie ihm das Prinzip nur von fern zeigten, erwiderte er in nicht mißzuverstehenden Worten, daß er unter der angedeuteten Bedingung lieber auf das Geld verzichte.

Es ist ohne allen Zweifel eine Forderung von der höchsten Berechtigung, daß die Finanzwirtschaft eines Staats unter der allersorglichsten Kontrolle gehalten werde, aber trotzdem darf deren Handhabung nicht an der Starrheit leiden, daß sie die Bewegung des Wachstums hindert, von der das Gedeihen des Gemeinwesens abhängt. An der Stelle, wo sich die beiden Gegensätze des Beharrens und des Fortschreitens berühren, hat von jeher das Geheimnis ge-
deihlicher Staatsführung gelegen: wer hat darüber, wann die eine Notwendigkeit der andern zu weichen habe, die ausreichende Kenntnis? Von vornherein niemand, und es wird sich wohl auch hier die überall geltende Wahrheit be-
thätigen, daß unter fortgesetzter Reibung der Funke des Weistums, gepaart

mit der ausreichenden Kraft, dort hervorspringe, wo die realen Voraussetzungen eines erspriesslichen Weiterlebens verborgen liegen.

In der holländischen Geschichte ist der Gegensatz, der in dem Beginn ihrer Selbständigkeit zwischen dem ersten Dranier und der mächtigen Geldaristokratie des Landes hervortritt, während ihres ganzen Verlaufs typisch geblieben. Typisch in der Weise, daß sich die Wertschätzung des Geldes überall der Notwendigkeit eines organischen Wachstums in den Weg gelegt hat, und daß dieser Widerstand stellenweise nur durch den elementaren, gewaltsamen Ausbruch des entgegenstehenden Willens hat gebrochen werden können. Der Kampf, den die Exekutive des nassauischen Fürstenhauses mit den vollen, aber festzugehaltenen Geldbeuteln der niederländischen Plutokratie geführt hat, zieht sich wie ein roter Faden durch den Wirrwarr und den Tumult politischer Ereignisse, wozu die plötzliche, noch immer ungewohnte Autonomie der Niederlande Veranlassung gab. Aber wie anziehend es auch für den in der Geschichte bewanderten Mann sein mag, in diesem harten Gegeneinander den Zickzackzug von Stoß und Gegenstoß, von Vorgehn und Ausweichen zu verfolgen, so ist doch dieselbe Auseinandersetzung zwischen dem Egoismus des Geldes und der Uneigennützigkeit der reinsten Vaterlandsliebe fast von noch größerem Interesse.

Von allen den bedeutenden Männern, die das kleine Holland vom Beginn seines Abfalls von Spanien an bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat, steht keiner größer da als der Admiral Michael Adrianssohn de Ruyter. Mag man diesen Mann von einer Seite betrachten, von der man will, überall erfüllt uns der Abglanz seines Bildes mit derselben menschlichen Genugthuung. Ein Meister des Seekrieges, der das Kleine und das Große mit derselben Sorgfalt umfaßte, der den Gang der wilden Schlacht mit derselben Sicherheit leitete, wie er den Dienst eines Piloten versah, hatte er auch den richtigen Blick für die Notwendigkeiten der Politik. Im diplomatischen Dienste ist zwar de Ruyter niemals thätig gewesen, aber da ihm die Wohlfahrt und die Größe des Vaterlands über alles andre, im besondern über die persönlichen Wünsche gingen, so ergab sich ihm daraus, was in der innern und der äußern Politik zu thun war, ganz von selbst. Es war die Einheit der innern Anschauung, die ihm unfehlbar wie der Kompaß durch das Gedränge der Wogen den Weg durch die Wirrungen des Staatslebens zeigte. De Ruyter hatte zwei Prinzipien, die Furcht vor Gott und die vorbehaltlose Hingebung an den Dienst des Vaterlands; die Folge war, daß er niemals ein Parteimann wurde. Tromp, die Evergens waren erklärte und leidenschaftliche Anhänger der oranischen Partei, die de Wits und andre standen mit derselben Entschiedenheit auf der republikanischen Seite, de Ruyter allein diente dem Führer der einen mit derselben rückhaltlosen Aufopferung wie dem der andern. Deshalb ist es ihm auch wie kaum einem andern Sterblichen vergönnt gewesen, dieselbe Reinheit des Charakters, die ihn im Privatleben auszeichnete, auch in seinen öffentlichen Stellungen zu bewahren und ohne den Zwiespalt der Seele, der so häufig das Erbteil des Staatsdienstes ist, aus dem Getümmel der Welt in den Frieden seines Hauses zurückzukehren.

Als bezeichnend für das Wesen dieses Mannes möge hier nur folgendes in Erinnerung gebracht werden. Im Jahre 1641, als Holland mit Portugal im Kriege lag, wurde er vom Statthalter Friedrich Heinrich von der Kauffahrtei weg als Kontreadmiral auf der Kriegsflotte angestellt. Für jeden andern wäre dies die Gelegenheit gewesen, seine Karriere im Staatsdienste festzulegen, aber de Ruyter kehrte nach der Beendigung des Feldzugs dahin zurück, woher er genommen worden war. Noch eins. Der Admiral Witte Corneliussohn de Wit war ein überaus herrischer Mensch und wegen ungerechtfertigter Strenge und Härte bei den Offizieren nicht minder verhaßt als bei den Mannschaften. Dagegen stand die Ruhe, Gelassenheit und Sanftmut de Ruyters allgemein in höchster Achtung, aber nirgends herrschte bessere Disziplin als auf seinen Schiffen. Als nun im Jahre 1652 die gegen die Engländer operierenden Flotten unter dem Oberbefehl de Wits vereinigt werden sollten, da setzten die Generalstaaten diese Maßregel mit der ausdrücklich an diesen Admiral gesandten Weisung ins Werk, daß er sich durchaus mit de Ruyter in gutem Einvernehmen halten müsse.

Da de Ruyter aus Anciennetätsgründen das Oberkommando nicht führen konnte, so war es kaum möglich, ihm ein schöneres Zeichen des allgemeinen Vertrauens zu geben als dieses. Trotzdem ist ihm, wenn man die Summe zieht, keineswegs ausreichend das zu teil geworden, worauf die Ehrlichkeit seines Charakters Anspruch machen durfte. Wenn die holländischen Kaufherren, denen die Navigationsakte Cromwells so große Not verursachte, den ganzen Wert dieses Mannes hätten erkennen können, so hätte es mit der Durchführung ihres Grundsatzes, daß das Meer frei und allen gemein sei, so gut gestanden, wie es überhaupt möglich war. Die Kraft des Landes wurde von Zwietracht gelähmt, die ihren Boden in der Furcht vor der oranischen Herrschsucht hatte. Aber wenn schon nach dieser Seite hin das Mißtrauen erklärlich war, so erscheint es einem de Ruyter gegenüber nicht bloß als unverständlich, sondern sogar als verwerflich. In keines Menschen Händen lagen die Mittel des Landes sicherer als in denen dieses Flottenführers, das wußte man überall und am besten am Sitze der Regierung.

Jedoch nicht das war es, was die Not und die Sorge um die jeweilige Instandsetzung und die Erhaltung der Kriegsflotte chronisch machte, sondern die im Drange der Zeit so übel angebrachte Sparsamkeit. Im Jahre 1653 erreichte diese Engherzigkeit ihren Gipfel. Die Schlachten bei Mieuport und bei Düinkirchen gingen deshalb für die Holländer verloren, weil die Ausrüstung im einzelnen und im ganzen durchaus unzulänglich war. Beim Beginn der Operationen dieses Jahres war Tromp, der Oberstkommandierende, wegen des ungenügenden Zustandes des ihm unterstellten Schiffsmaterials mit der größten Unlust in See gestochen. Der Bericht, den er nach diesen Niederlagen an die Generalstaaten absendet, wirft ein grelles Licht auf die Lage der Dinge. Wenn die regierenden Herren das ihrige nicht thäten, werde das Land nur Elend und Schmach zu erwarten haben. Den vom Haag aus gesandten Bevollmächtigten erklärten die versammelten Admirale ähnliches; hervorstechend ist darin die Darlegung, daß, ganz abgesehen von der allgemeinen Seeuntüchtig-

keit der holländischen Flotte, die englische allein fünfzig Schiffe habe, die größer seien als das Admiralschiff Tromps. In der Versammlung der Generalstaaten brach der Vizeadmiral de Wit in die Worte aus: „Was hilft es mir, daß ich schweige? Ich stehe hier vor meinen Auftraggebern. Ich kann und muß es sagen, daß die Engländer uns besiegt haben, und daß sie insofgedessen Herren der See sind.“ Schon vorher hatten die gesamten Befehlshaber unter vier Punkten die Bedingungen vorgelegt, die ihnen zum Zweck einer günstigen Fortführung des Krieges unerläßlich schienen. Das war alles sehr schön und entbehrte auch nicht des gehörigen Nachdrucks, und doch wurde es weit von dem übertroffen, was de Ruyter den Hochmögenden erklärte. Mit der ihm eignen Entschiedenheit, die um so mehr wirkte, als sie immer ohne alle persönliche Erregung blieb, gab er zu Protokoll, daß er nur dann ein Kommando wieder übernehmen werde, wenn die Flotte nach jeder Richtung hin angemessen verstärkt würde.

Diese Einmütigkeit der Admirale und besonders die Haltung de Ruyters thaten ihre Wirkung, und die Flotte wurde unverzüglich in einen Stand gebracht, die den tapfern Führern die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unter bessern Aussichten ermöglichte. Dennoch kamen auch jetzt noch Dinge vor, in denen sich die Kleinlichkeit der Gesinnung auf seiten der regierenden Herren sehr zum Schaden des Ganzen offenbarte. Die Seeschlacht bei Scheveningen im August desselben Jahres war nicht entscheidend, weil die Engländer den errungenen Vorteil nicht zu verfolgen wagten. Die unvergleichliche Bravour der besten Männer der Holländer hatte es verhindert, daß die Verluste noch viel schlimmer wurden. Tromp war gefallen, die Schiffe der beiden Vizeadmirale Everken und de Ruyter so zerschossen, daß sie sich gegen das Ende der Schlacht völlig hilflos aus der Gefechtslinie hatten schleppen lassen müssen.

Auf der Reise nach dem Haag, wohin die beiden sich begaben, um sich vor den Generalstaaten zu verantworten oder Bericht abzustatten, trafen sie eine maßgebende Persönlichkeit der Landesvertretung, die eben dorthin auf dem Wege war. Es kennzeichnet die Lage, daß dieser Herr sich nicht schämte, die Frage zu thun, weshalb die Admirale nicht, anstatt sich ans Land schleppen zu lassen, lieber an Bord eines andern Schiffs gegangen seien. Die Antwort, daß sie dann einen Engländer hätten angehn müssen, war zwar stolz genug und reichte zur eignen Genugthuung völlig aus, aber es änderte an dem Thatbestande nichts, daß in den Kreisen der Regierenden eine ganz andre Ansicht über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten geltend war, als bei denen, die die Sicherheit des Landes mit den Waffen in der Hand zu verteidigen hatten.

Es würde den Charakter de Ruyters völlig verkennen heißen, wollte man annehmen, daß ihn über jene Zurechtweisung hinaus noch eine persönliche Mißstimmung beherrscht habe, aber wohl mußte ihn mit starker Gewalt der Gedanke ergreifen, daß alle Anstrengung für das Vaterland umsonst sein müsse, wo an maßgebender Stelle so leichtthin die Verantwortung von den eignen auf die Schultern andrer gewälzt würde. Auch das ist zweifellos, daß diese Überzeugung weitere Nahrung in andern Geschehnissen und Unterlassungen ähnlicher Art gefunden hat. Direkte Andeutungen über dergleichen geben zwar die

Quellen nicht, aber es wird berichtet, daß in der letzten Schlacht eine nicht unbeträchtliche Anzahl holländischer Schiffe ohne allen Grund vor der Entscheidung das Schlachtfeld verlassen hatte. Nicht einmal die Kugeln aus den Kanonen des Admirals de Wit hatten diese feigen Kapitäne bewegen können, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Es ist die Frage, worin die Schmach dieser Erscheinung ihre Erklärung findet. Daß es an der Disziplin von Männern wie Tromp und de Ruyter, wie Everzen und de Wit nicht gelegen haben kann, braucht nicht gesagt zu werden, es bleibt also nichts andres übrig als anzunehmen, daß von der Verwaltung und vom Sitz der Regierung in der Besetzung der Schiffskommandostellen ein schlimmer Einfluß geübt worden war, den die Admirale nicht hindern konnten. Bestätigung findet diese Annahme in dem Umstande, daß alle zur Verantwortung gezogenen Kapitäne auf die nichtsagenden Gründe hin in der Verhandlung freigesprochen wurden.

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß de Ruyter auf seine Erhebung zum wirklichen Vizeadmiral verzichtete und damit den Staatsdienst aufzugeben beschloß. Sein Entschluß stand fest, und nichts hätte ihn erschüttern können, als die möglichste Gewährleistung, daß Zustände, wie sie ihm Grund zur Klage gegeben hatten, nicht wiederkehren sollten. Seine Liebe zum Vaterlande reichte allein nicht aus, wenn sie umsonst dem Meere zum Opfer fallen mußte. Nur die Gewißheit, daß der Kampf, den er zur See mit den Feinden des Vaterlands kämpfte, nicht aussichtslos sei, vermochte ihn dem Dienste zu erhalten.

Diese Gewißheit gab ihm der berühmte Johann de Wit, damals Ratspensionär von Holland, und so lange der junge Prinz von Oranien die Erbschaft seiner Väter nicht angetreten hatte, der unbestrittne republikanische Lenker der holländischen Geschicke. Von diesem Staatsmanne hieß es, daß seiner Überredungskunst kaum ein Mensch habe widerstehen können. Das klingt überschwenglich, aber wenn die Gründe de Wits bei einem Manne wie de Ruyter durchschlugen, dann müssen sie aus der tiefsten Quelle geflossen sein. Auch über diese verlautet bei den zeitgenössischen Geschichtschreibern nichts, aber gerade hieraus kann mit gutem Grunde geschlossen werden, daß sich die Unterredung der beiden auf die Zustände in der Marineverwaltung bezogen haben muß, und daß eben ihretwegen der Staatsmann dem Flottenführer die beruhigenden Zusagen gemacht haben wird.

Damals stand de Wit mit Cromwell wegen Abschluß eines Friedens in Unterhandlung, jeden Tag konnte die Nachricht einlaufen, daß den Feindseligkeiten Halt zu gebieten sei. Darauf konnte der Ratspensionär zur Beruhigung seines Freundes zunächst hinweisen, aber es lag in seinem eigensten Interesse, daß im Hinblick auf die kommenden Zeiten schon während des Friedens Maßregeln getroffen wurden, die der Wiederkehr von Dingen, wie sie die letzte Schlacht gezeigt hatte, für immer den Kiegel vorschoben. In dem Gedränge zwischen den europäischen Großstaaten und der oranischen Partei, das keiner deutlicher herannahen sah als de Wit, konnte ihm keine wichtigere Sorge obliegen, als die stärkste Flotte zu schaffen und ihr den besten Führer zu geben.

Darüber etwas verlauten zu lassen, war nach keiner Seite hin opportun, auch nach der nicht, wo die Schuld an den bisherigen Mißständen lag.

In der That zeigt die Geschichte der folgenden zwanzig Jahre, daß der Schwerpunkt der denkwürdigen Unterredung in der angegebenen Richtung gelegen hat. Das Einvernehmen zwischen der Führung des Kriegs und der Leitung der Finanzen dauerte bis zum Tode Johannis de Wit ungetrübt fort. Die Admirale brauchten niemals darüber zu klagen, daß ihnen die Mittel für die Kriegsführung zu kärglich zugemessen wurden, und dafür haben sie in seltner Hingebung geleistet, was nur jemals Helden im Dienste ihres Vaterlands vollbracht haben. Es war eine große Zeit, die Holland erlebte, eine Zeit, wie sie einem Volke nur dann beschieden ist, wenn alle seine Teile in der Opferfreudigkeit für das Ganze wettschnitten. Freilich ist das lichte Bild auch jetzt nicht ohne den tiefen Schatten. Wiewohl beide Parteien dasselbe Ziel haben, so erhebt doch häufig genug die Hydra der Zwietracht ihr zischendes Haupt; nur die unübertreffliche Staatskunst de Wits vermag den offenen Ausbruch zurückzuhalten. Auch die bleiche Furcht, eine andre Form der Selbstsucht, die über ihren Geldsäcken brüht, schleicht im Rücken des Muts und sucht seine starken Hände zu binden.

Es handelt sich um die von den Engländern beanspruchte Herrschaft zur See; dahin gehört vor allem die Annahme, daß ihnen das Recht auf Durchsuchung aller fremden Schiffe zustehet. In Holland ist man keineswegs gewillt, sich dieser beleidigenden Zumutung zu fügen, und schon sind die nötigen Ordres für die draußen kreuzenden Admirale und Kapitäne an die Admiralität abgegangen. Aber jetzt verlautet es von gefährlichen Zettlungen zwischen Frankreich und England, die direkt gegen die Sicherheit der Republik gerichtet sein sollen. Da ist es mit dem Mut vorbei. Man möchte die Segnungen des Friedens nicht schon wieder verlieren, und alsbald geht Weisung an die Admiralität von Holland, die alle früheren Instruktionen energischen Inhalts zurücknimmt.

Dies sehr zum Verdruß und zu heftigem Unwillen de Ruyters, der sich eben dazu anschickte, nach dem Mittelländischen Meere in See zu gehn und gegen die Berbern zu kreuzen. Die Erwiderung, die er zu Papier gab, atmet den ganzen Geist des Mannes und ist auch für seine politische Auffassung der Dinge charakteristisch: „Gegen brutale Gewalt, so ist seine Meinung, hilft demütiges Zurückweichen nichts, sondern ermutigt den Gegner nur zu immer kühnern Ausschreitungen, und auf der andern Seite — trage ich nicht, tragen wir nicht alle das stolze Gefühl der Kraft in unsrer Brust, uns gegen eine ganze Welt zu behaupten? Die Zumutung, die uns mit dieser Zurücknahme des gegebenen Befehls gemacht wird, ist befremdlich und für einen Diener des Staats unerträglich. Bei einem solchen Verhalten muß uns über kurz oder lang ein Affront treffen, der dem Gemeinwesen Schaden bringt und die Befehlshaber der Kriegsschiffe bei unsrer Kaufmannschaft in den ärgsten Mißkredit bringen muß. Es kann nichts Gutes dabei herauskommen, wenn der geringste Engländer uns vor die Brust stoßen und im gegebenen Falle, wenn es ihm paßt, mit Schiff und Ladung des holländischen Kaufmanns davon-

fahren kann. Sollen wir denn etwa wie Hans Marr mit offenem Munde dabei stehen und uns obendrein auslachen lassen?"

Einem so mannhafsten Protest konnte erklärlicherweise die Wirkung nicht fehlen, aber es ist doch bezeichnend, daß sie nur auf dem Umwege und nur in einer Form zu haben war, die, ohne den frühern Befehl aufzuheben, dem Admiral bloß größern Spielraum ließ und ihm in besonders dringenden Fällen die Freiheit des eignen Handelns gewährte. Das war für de Ruyter genug, und was das wichtigste war, er hatte es durch die Freundschaft und die Weisheit de Wits erreicht. Hierüber kann, wiewohl in den Quellen nichts ausdrückliches berichtet wird, deshalb auch nicht der mindeste Zweifel herrschen, weil der Ratspensionär in allen diesen Dingen die erste Hand im Spiel hatte. In den Angelegenheiten der Flotte gab es nichts von einigem Belang, worin nicht die Umsicht und die Energie dieses Staatsmanns die Richtung angaben, und besonders in den Fragen, die die Stellung und die Thätigkeit de Ruyters angingen, machte er, sichtbar oder nicht, dem Freunde immer die Bahn frei. In dieses Kapitel gehört eine zugleich heimlich und mit gewohnter Klugheit von de Wit ausgewirkte Maßregel, wodurch de Ruyter aus dem Mittelländischen Meere mit seiner Flotte an die Küste von Guinea gesandt wurde, um dort den Engländern auf die Finger zu passen.

Großes hat die Eintracht dieser beiden Männer zuwege gebracht, aber das wäre nicht möglich gewesen, hätte nicht ihrem politischen Einvernehmen das innigste Herzensbündnis den innern Zusammenhang gegeben. Lange Jahre ist dieses Bündnis das Mittel gewesen, wodurch der große Republikaner den seine Pläne bedrohenden Sturm in Schach gehalten hat, aber auf die Dauer konnte er ihm auch damit nicht gebieten. Sollen wir das bedauern? Wir mögen immerhin wünschen, daß es anders gekommen wäre, aber wie sehr auch Johann de Wit über die Ungerechtigkeit der Menschen klagt, so kann er doch von einer großen Schuld nicht freigesprochen werden; zwar hätte er, wenn er dem Landheere dieselbe Pflege wie der Flotte zugewandt hätte, gerade seinem Gegner die Mittel zur Unterdrückung des Republikanismus in die Hand geliefert, aber das überhob ihn nicht der Verpflichtung, gleichmäßig nach allen Seiten für die Sicherheit des von ihm regierten Landes zu sorgen.

Und de Ruyter? Der stand wieder allein oder wenigstens ohne die ausreichende Vermittlung den Hochmögenden gegenüber. Denn des großen Oraniers Aufmerksamkeit war zu sehr auf andre Ziele gewandt, als daß er dem Admiral den nötigen Rückhalt hätte geben können. Zwar dauerte nach dem Tode de Wits die Spannung noch eine Zeit lang an, und de Ruyter konnte durch einen glänzenden Sieg den Frieden mit England erzwingen, aber schon nach wenig Jahren begann wieder eine Behandlung der Dinge die Oberhand zu gewinnen, die ihre Gründe von der Sicherung des eignen Geldbeutels hernimmt. Durch Wagemut hatten die Holländer ihre Selbständigkeit den Spaniern abgerungen, mit Wagemut hatten sie dieses Gut gegen Franzosen und Engländer behauptet, aber auch sie vergaßen, daß Herrschaften durch dieselben Mittel gewahrt werden, durch die sie gewonnen wurden.

Der Friede mit England war geschlossen, und nur mit Frankreich dauerte der Krieg fort. Deshalb war die Not nicht mehr so groß, man konnte sich mit Recht mehr Ruhe gönnen. De Ruyter erholte sich im Jahre 1675 von den Strapazen des letzten Feldzugs im Kreise der Seinigen mit der stillen Freude an häuslichem Glück, die ihm ebenso eigentümlich war wie der erhabne Mut im Graus und Schrecken der Seeschlacht; da bekam er von den Generalstaaten den Auftrag, im Mittelmeere den Spaniern Hilfe gegen die Franzosen zu bringen. Als ihm die Liste der Schiffe, die er führen sollte, vorgelegt worden war, machte er der Admiralität in Amsterdam dringende Vorstellungen. Den Franzosen gegenüber, die unter dem Befehl du Quesnes stünden, sei weder die Anzahl noch die Größe und Schwere der Schiffe ausreichend. Darauf begab sich ein Mitglied der genannten Behörde zu ihm und sagte wörtlich: „Ich denke nicht, mein Herr, daß Sie in Ihren alten Tagen anfangen, sich zu fürchten und den Mut sinken zu lassen.“ Ohne den Unmut Herr über sich gewinnen zu lassen, erwiderte de Ruyter ruhig: „Nein, ich lasse den Mut nicht sinken. Für den Staat schlage ich mein Leben in die Schanze. Aber ich wundre mich, und es thut mir leid, daß die Herren die Flagge des Landes so wohlfeil aufs Spiel setzen.“ - Infolge dessen ging ein freundlich gehaltenes Gesuch an ihn ab, trotz seiner Bedenken das Kommando zu übernehmen, worauf die stolze Antwort gegeben wurde: „Die Herren haben mich nicht zu ersuchen, sondern mir zu befehlen, und würde mir der Befehl gegeben, die Flagge des Landes nur auf einem Schiffe zu führen, so ginge ich damit in See; wo die Herren Staaten ihre Flagge sicher glauben, da werde ich mein Leben wagen.“

De Ruyter ging in See und kehrte nicht wieder. Wie die Tromps, Wassenaar, der ganze Stamm der Evergens und so viele andre das Leben fürs Vaterland gelassen hatten, so ließ auch er es. Den Holländern kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie ihr bestes Blut umsonst haben ins Meer fließen lassen, daß ihnen ihr Geld da, wo es darauf ankam, schwerer gewogen hat, als die Ehre und die Sicherheit ihres Landes.



Wie entstehn Pfandbriefverbände?

Solidarhaft — Amortisation? — Mündelsicherheit



ind Pfandbriefverbände, wie in den frühern Aufsätzen (in Nr. 27, 34 und 35) dargethan worden ist, die beste und gesündeste Form für den Realkredit, so fragt es sich weiter, wie solche in das Leben gerufen werden können.

Wie schon mitgeteilt worden ist, ist der erste Pfandbriefverband unter dem Namen „Landschaft“ in Schlesien von Friedrich dem Großen ins Leben gerufen worden. Es geschah dies im Jahre 1770, und zwar wurde